basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Arnold Böcklins Familie

Autor(en): Hans Baur

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1936

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/31d5eeb6-7b92-4502-9fa0-aae7f09ee20b

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Arnold Böcklins Familie.

Von Hans Baur.

Motto: Die schönen Künste sind nicht zur Qual der Menschheit, sondern zur Freude da.
Arnold Böcklin an Oberst Merian-Iselin 1868.

Mit dem Heimgang des tüchtigsten Sohnes Arnold Böcklins Carlo, der am 31. August 1934 in Florenz mit 64 Jahren einer schweren Nierenkrankheit erlag, ist ein Blickpunkt aus genügend großem Abstand gewonnen, um einmal die Familie in ihrer Gesamtheit ins Auge zu fassen, die uns diesen einmaligen Künstler und seltenen Menschen geschenkt hat. Die meisten Biographien haben auf das Sippenmäßige und auf die Verwurzelung und Verästelung dieses Lebensbaums wenig geschaut, und doch fällt gerade von hier aus mancher unentbehrliche Blick auf das Phänomen der Persönlichkeit dieses ungeschliffenen Edelsteins, das immer schärfer auf dem geschichtlichen Hintergrund sich abzeichnet.

Beginnen wir mit der Heimat der väterlichen Ahnen Böcklins. Es ist viel zu wenig beachtet worden, was es für ihn bedeutet, daß es gerade das Schaffhausensche Randendorf Beggingen war, aus dem er stammt, wohl eines der originellsten und von der Kultur unbelecktesten alemannischen Dörfer am Nordrand der Schweiz. H. Kutter, der Pfarrer und Kenner der entlegenen Gemeinde, schreibt in einem Aufruf zugunsten einer Kirchenrenovation 1926: „Die Welt war einst entzückt über die Schöpfungen eines Arnold Böcklin, aber der Stammesort seiner Väter — Beggingen — bleibt unbekannt und — verkannt.“ Ja er schreibt: „Es muß heute noch

jeden biederen Schaffhauser Stadtherrn und Klettgäuer grauen, sich zu verirren in das einstige Walddorf mit seinen Borstentieren." Er berichtet von der alten Sage, wonach ein versprengter Trupp fremder Rasse aus fernem Asien sich in diesen Jagdgründen niedergelassen habe, was die brandschwarzen Haare und Augen ihrer heutigen Nachkommen bezeugen müssen. Ziegel- und Münzreste römischer Kaiserzeit „droben an der Grenze am Schlatthof", Knochen und Langschwerter alemannischer Krieger auf der „Löbere", die im 14. Jahrhundert erstmals bezeugte St. Sylvesterkapelle, der 400jährige Streit um das Dorf und seinen Wildbann mit dem Grafen von Lupfen, die in dieser Gegend über die Grenze greifende Täuferbewegung 1525 und der nachfolgende Bauernkrieg, der Dorfbrand, den General Altringer 1632 mitten im 30jährigen Krieg über Kirche und 60 Häuser brachte, die hier aufflammende Erweckungsbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts, die aus Beggingen sogar eine Art Wallfahrtsort machte — das alles sind Symptome einer alten, noch wenig erhellten Ortsanlage, die sicher nicht ohne Wirkung auf ihren größten Sohn blieb.

Auch der beste Kenner der Gegend, Rektor Dr. Wanner in Basel, der Geschichtschreiber des Schleitheimer Tals, berichtet von dem „schweren Boden" dieser Gemeinde. 1840 kam Pfarrer Joh. Jakob Lang neugewählt in das Walddorf. Da begrüßte ihn eine Deputation mit den Worten: „Wir haben mit Befriedigung gehört, Sie seien schon unter Tartaren und Tscherkessen (im Dienst der Basler Mission) gewesen und mit diesen Leuten ganz gut ausgekommen, eben deswegen wünschen wir gerade Sie zum Pfarrer, weil die Verhältnisse hier und dort ungefähr die gleichen sind" (J. Lang. Aus dem Pilgerleben des J. J. Lang. Basel 1882). Und Franz Schwarz bezeugt in seinen Schädelstudien: „Es ist bei den Beggingern keltischer Charakter spürbar, schwarze Haare, dunklere Hautfarbe, sowie das Cäsarische novis rebus studere!" Man sieht, es erwächst ein überaus merkwürdiges Signalement.

Dazu kommt eine eigene Tracht, für die Mädchen rote, die

Frauen blaue „Gsunketslümpen“ über dem Haar, Plegi-Wiflinsröcke grünlich-gelb, am Göller Silberketten, am Hochzeitstag die höchsten bekannten Brautkronen, Pluderhosen für die Männer, zu deren einem Bein zwei Meter Tuch nötig waren, und eine weitbekannte Singfröhlichkeit; denn wenn die Begginger, vor allem der Töchterchor, an einem Sängerfest aufmarschieren, geht ein Leuchten durch die Festgemeinde. Nehmen wir dazu die angeborne Jägerleidenschaft aller, die im und am Walde wohnen, die Pascherfreuden und -wagnisse der Grenzleute, so rundet sich das Charakterbild, das übrigens jeder Schaffhauser mit Vergnügen ergänzt.

Der heutige Pfarrer von Beggingen, Hans Steffen, der die alten Bürgerregister nachprüfte, fand dabei eine Stelle, die Stoff zu einem „Schuß von der Kanzel“ geben könnte: Am 20. Januar 1707 heiratete Barbara Böcklin einen Jäger Marx Blum, und dazu den Ratsprotokollbeschluß: „Es solle kein Pfarrherr zu Beggingen nit sein Lebenlang oder gar so lange Jahre verbleiben, sondern auf begehrende Zeit etwa an ein ander und besseres Ort promovieret werden, sintemal dieser Ort schier wie eine sibirische Verbannungsstätte für untaugliche und teilweise untüchtige Geistliche betrachtet, eine Reihe von Pfarrern zählte, die statt treue Seelenhirten zu sein, sich viel eher wie Nimrod als gewaltige Jäger vor dem Herrn erwiesen.“ Wo der hohe Klerus sein Waidmannsheil in dem wald- und wildreichen Tale so leidenschaftlich suchte, hängt auch im Bauernhause das Gewehr, und wenn es zum Wildern wäre. Sonst sind die Bocklin, Bockli, Boekli (so zweimal) meist Maurer gewesen und haben auswärts gearbeitet. Im Winter werden sie dann zu Hause auf die Jagd gegangen sein. Die „Jagd der Diana“ im Basler Museum enthält also uralte Erberinnerung.

Die Register beginnen 1644 mit der Gründung der von Schleitheim abgetretenen Pfarrei, und schon 1650 findet sich eine Margareta, 1651 eine Anna, 1653 (im Jahr des Bauernkrieges) ein Hans Bockli. Bis 1705 dreizehnmal, 1670 ein

Wilhelm, 1705 und 1744 je ein Michael, beide Maurer. Am höchsten stieg seine Tochter Barbara, die sich mit Stabhalter Wanner verheiratete. Der letzteingetragene Bocklin ist Michael, der Anna Blum von Beggingen heiratete, 1800. Arnold Böcklins Großvater steht schon als auswärts verheiratet, und zwar zu St. Margarethen in Basel: Jakob Bocklin, Gattin Salomea Ewald von Fechenheim im Hanauischen, am 13. Juli 1801. (Die zweibändige Festschrift zur Bundesfeier Schaffhausens 1901 nennt stolz am Schluß des Abschnittes „Kunst" Joh. Jak. Bocklin und Eva Bollinger aus Beringen als Großeltern A. B.'s. Sie sind die Urgroßeltern).

Die leider nur lückenhaften Register sind eine Bestätigung jener Glosse über die Begginger Pfarrherrn! Ein genauer Stammbaum kann somit nicht mehr hergestellt werden.

Ich hatte gebeten, festzustellen, ob die blauen irisierenden Augen Boecklins sich nachweisen ließen, und erhielt die Antwort: „Die blauen Augen sind sicher nicht Begginger Ursprungs, wo fast durchweg schwarze Haare und dunkle Augen herrschen, sie müssen wohl eher von der Großmutter Ewald herkommen, die aus Mitteldeutschland stammt." Der amtliche Sippenforscher Bach in Fechenheim — das gibt es jetzt draußen — schreibt mir: „Die Ewald stammen von hier. Mir sind mehrere blauäugige, blondgezopfte Trägerinnen des Namens wohlbekannt." Es läge dann eine ähnliche Blutmischung wie bei J. P. Hebel vor, dessen Vater aus Zimmern im Hunsrück stammte. Man lese darüber Wilhelm Altweggs vorzügliche Schlüsse auf die geistige Erbschaft in seinem Hebelbuche nach. Sie wären auch für Böcklin zwingend.

Aber die blauen Augen können auch von der mütterlichen Seite stammen. Jener am 19. August 1880 in Basel gestorbene Sohn des 1801 eingewanderten Jakob heiratet eine Baslerin aus altem, seit Jahrhunderten ansässigen und verbürgerten Geschlecht. Die Basler Register verzeichnen: 2. August 1824 getraut Christian Friedrich Böcklin, des Jakob und der Salome Ewald, mit Ursula geborene Lippe von Basel, des Jo-

hann Jakob Lippe-Werenfels Tochter, geboren 29. Oktober 1800.

Über diese Familie Lippe wissen wir nun genau Bescheid. Als ich den alten Müller Seiffert aus der Rümelinsmühle begrub, stieß ich auf die Familiengeschichte der Rümelinsmüller Lippe, die vor ihm 1518—1850, also über drei Jahrhunderte auf der uralten Mühle saßen. (Merkwürdigerweise verzeichnet das Basler Fertigungsbuch 1501 einen Verkauf des Müllers an Hansen Bocklin!) Die letzte Freude, die ich meinem Freunde Carlo Böcklin noch machen konnte, war die Schilderung dieser Vorfahren seiner Großmutter und ihres Grabsteines an der Mauer der Kirche zu St. Jakob beim Siechenhaus. Er schrieb mir damals: „Welche Genugtuung zu wissen, daß wir aus einer solch biderben und stetig schaffenden Familie Blut empfiengen." Und wenn man in Bachs Ahnenreihe und andern genialen Schöpfern mit stiller Freude Müller findet, weshalb soll man nicht auch hier Fäden sich spinnen sehn? Jene Mühle am Kanal („Diich") vor 800 Jahren erbaut, hat heute das große Rad nicht mehr, das sichtbar an der Vorderfront sich drehte. Aber im Hinterhaus ist noch ein Hof erhalten, der einst von dem Schaffen der weißen, mehlbestaubten Sippe widerhallte, und eine Blumenlaube, aus der die Frauen vor dem Kirchgang nach St. Leonhard das Rosmarinzweiglein brachen. Wo die 1567 verzeichneten 2 Pferde, 1 Kuh, 2 Schweine und 4 Hühner hausten, ist heute schwer festzustellen. (Vergl. die „Geschichte der Rümelinsmühle" von Fritz Weiß-Frey 1916). Das war auch des Knaben Arnold Lieblingsaufenthalt. Da weiß man noch von Bildern, die keine offizielle Liste kennt. Einmal starb ein Kind in zartem Alter. Er malte es unter dem strahlenden Lichterbaum. Und kürzlich erzählte mir eine alte Frau vor ihrem Tod, Böcklin habe sie dort als junges Dienstmädchen abkonterfeit. Er flüchtete ins großelterliche Haus, wenn man ihn zu Hause wegen der zähen Liebe zur Malerei schalt. Wie denn auch die Mutter in seinem Leben unendlich mehr bedeutet hat als der Vater,

Das Grab der Mutter Arnold Böcklins
auf dem Gottesacker St. Jakob.

der sich als Prokurist einer Strumpffabrik zu St. Alban das Müllertöchterlein geholt. Jedenfalls ist ihm im Haus am Rümelinplatz, davor die rauschende Linde, der Genius Basels am reinsten begegnet, während das Haus an der Gerbergasse, (der heutige Besitzer hat die Gedenktafel über der Tür pietätlos entfernt!), wo er geboren wurde, immer noch von dem Vorurteil der Hintersässen, die erst ein Geschlecht lang den Bürgerbrief besaßen, verfolgt wurde; haben doch Ostschweizer von jeher sich in der Rheinstadt mit ihrem niederalemannischen Wesen immer nur mit Mühe angewöhnt.

Eines wußte Arnold kaum, daß er durch diese Lippemühle mit — Hans Holbein blutsverwandt war! Dessen Tochter Küngold heiratete Andreas Syff. Deren Sohn Jakob gab seine Tochter Magdalena Syff dem Conrad Longweiler zur Ehe, und dessen Tochter Euphrosyne heiratete den Rümelinsmüller Oswald Lippe, von dem in direkter Linie Arnold Böcklins Mutter Ursula Lippe abstammte. (Siegfried Streicher: Spitteler und Böcklin.) Die Basler Denkmalpflege hat ihren Grabstein an der Kirchhofmauer von St. Jakob für diesen Aufsatz fotografieren lassen und das Bild freundlich zur Verfügung gestellt.

Sind es nun Strahlen genug, die in Böcklins Persönlichkeit wie in einem blitzenden Kristall zusammenschießen?

Acht Kinder hat Ursula Lippe ihrem Christian Friedrich geboren. Werner, der Älteste, 1825, heiratete in Amerika Cornelia Ellery und bot der mittellosen Familie des 1857 nach Basel sich wendenden Bruders Arnold seine Wohnung zum Aufenthalt an. Nach Frau Böcklins Bericht waren Werner und Arnold „mehr als Brüder, wirkliche Freunde". Ein Bild, das eine Nymphe darstellte, ging auf der Post verloren. Nach Monaten fand es sich auf dem päpstlichen Zollamt in einer Kiste, die als Unterlage zum Stiefelputzen gedient hatte. Werners Zahlung war glücklicherweise schon vorher in die Hände des bedrängten Bruders gelangt. In Basel wurde Arnold dann ein Raum als Atelier im De Baryschen Fabrik-

gebäude zu St. Jakob angewiesen, dessen nackte Wände er mit Kindern und Blumen bemalte. Ein Gipser überstrich die Wandgemälde. Arnold's Lieblingsbruder, Hafnermeister Walter, wurde 1830 geboren und heiratete Helena Margareta Müller 1857 (künstlerisch begabter Töpfer). Sein Schwager Müller-Kelterborn wohnte in dem uralten Haus Oberer Heuberg 22, das einen Saal im Oberstock enthält und mit großem Geschmack im alten Stil ausgebaut wurde. Dort sah ich mit Carlo noch Jugendbilder Arnolds, die mit viel Liebe betrachtet wurden, erinnerten sie doch an jene Schweizerreisen Arnolds, die den Romantiker in seinen ersten Anfängen zeigen. Kein Wunder, war in dieser Familie die geistige Gemeinschaft mit Arnold so groß; denn Ludwig Kelterborn, sein Lehrer, der beim Vater seine Berufswahl als Maler durchgesetzt hatte, war so auch sein naher Verwandter geworden (vgl. meine Biographie Kelterborns Nat.-Ztg. 1915). Am Heuberg ist auch der reizvolle „Töpferfries" im Abguß zu sehen, den Arnold mit seinem Bruder Walter und für sein Haus an der Klarastraße 15 schuf: Putten, die das Leben eines Töpfers ganz besonders originell darstellen.

Die Brüder Friedrich, geb. 1833, und Wilhelm, geb. 1837, starben unverheiratet.

Als Arnold 1857 nach Basel kam, lebten im Elternhaus die drei Schwestern Rosa, geb. 1826 (starb 1897 ledig) Bertha, geb. 1836, die 1883 Johann Franz Holzach ehelichte und lahm wurde, und Mathilde, geb. 1839 als jüngstes Kind, am 25. Oktober 1864 mit Gottlieb Strahm, dem Eisenwarenhändler an der Greifengasse verheiratet. Sie ist die Schwiegermutter des Basler Buchdruckers Friedrich Reinhardt. Sie lebte als ehrwürdige, geistvolle Matrone zuletzt an der Missionsstraße, wo Carlo und ich sie besuchten und ihrer Erinnerungen uns freuten.

Mit Recht wird in den Memoiren Böcklins, herausgegeben von seiner Gattin (Internationale Verlagsanstalt Berlin 1910, 340 Seiten, reich illustriert) der Brief der Mutter

Ursula Böcklin in Faksimile wiedergegeben, in dem die besorgte Frau aus Torrent „an unserm Hochzeitstag vor 27 Jahren" am 2. August 1851 ihrer Freundin Schermar, der Mutter der damaligen Braut Arnolds Antonie, schreibt, Arnold leide an der gefährlichen Fieberkrankheit Perniziosa und sei aus Rom nach Albano gezogen, um Heilung zu suchen, sie schicke ihm im Brief 140 Fr. und bitte sie, noch Fr. 100 beizufügen. Gleich nach ihrer Rückkehr nach Basel werde sie die Sache ordnen, „sage aber aus guten Gründen ihrem Gatten nichts davon. Es kommt mir alles vor wie nichts, gegen die fortwährende Ungewißheit und Angst wegen meinem mir so teuren Arnold". Nicht bloß auf diese zweite Brautschaft Arnolds, die bald ausging, weil die Mutter dem armen Maler ihr Kind nicht geben wollte (Antonie Schermar heiratete dann Jakob Achilles Mähly, dessen Freundschaft mit Böcklin darüber in Brüche ging. Die erste Braut Luise Schmid starb an einer Gehirnentzündung), wirft der Mutterbrief Licht, er ist auch typisch für die Entfremdung zwischen Vater und Sohn, dessen schwere Lage nicht einmal mitgeteilt werden durfte, vor allem aber für die unablässige Hilfsbereitschaft der Mutter, die während der eigenen Kur ihr letztes Geld dem kranken Liebling schickte. So wird es wohl noch oft gegangen sein während der unbeschreiblichen Entbehrungen, die der vom Vaterhaus ausgestoßene ferne Maler auszustehen hatte. Das einzige Bild, das wir von der Mutter haben, ist denn auch der beredte Ausdruck dieser unablässigen Sorgen, deren Ende die schon 1861 gestorbene Frau nicht mehr erleben sollte. Fritz von Ostini schreibt: „Als der Knabe Maler werden wollte, war der Vater wider ihn — aber die Mutter nahm seine Partei. Hier geschah wieder einmal das, was in der Geschichte so vieler künstlerischer Entwicklungen wiederkehrt: Daß die Mutter das Talent zuerst förderte und erkannte! Es ist dies eine Erscheinung, auf welche man beim Studium von Künstlerlebensgeschichten fast so oft stößt, wie etwa auf die, daß einem der später ganz Großen auf der Akademie jedes

Talent abgesprochen wird. Die Mutter drang in den alten Böcklin, und Professor W. Wackernagel, der Arnolds Lehrer im Deutschen gewesen, legte Fürsprache ein. Endlich durfte Arnold die Akademie von Düsseldorf beziehen, spärlich genug ausgerüstet." Als er dann 1857 verheiratet mit der Römerin Angela Pascucci und den ersten kleinen Kindern heimkam, „nahm man die Fremde recht schlecht auf. Nur die Schwiegermutter, die als Frau wohl mit mir fühlen konnte und die an ihrem Arnold mit großer Herzlichkeit hing, kam auch mir mütterlich entgegen und war stets von gleicher Freundlichkeit". Dabei sprach wohl auch das Großmutterherz mit. Gewiß hat sie auch von der furchtbaren Typhuserkrankung der ganzen Künstlerfamilie in München erfahren, aber wir hören nichts davon, daß sie helfen konnte. Ein Fräulein Linder aus Basel war der hilfreiche Engel, der damals der Menschheit einen der größten Künstler erhielt. Böcklins Ernennung zum Professor in Weimar war der müden Mutter letzte Freude, bevor sie zu St. Jakob schlafen ging.

Und nun zu der Frau, die im Leben Böcklins die überragende Rolle spielt und es verdient, daß man nach verschiedenen Verzeichnungen ihr Bild wiederherstellt, seiner Gattin, die den schweren Aufstieg überhaupt ermöglicht hat. Da kann ich nun mit eigener Anschauung aufwarten. Ich war 1896 ein Vierteljahr Gast meines Freundes Carlo in San Domenico über Florenz und habe mit zunehmender Rührung und Ehrfurcht das Philemon- und Baucis-Leben der beiden alten Eheleute täglich miterlebt. Es war nach den mehrfachen Schlaganfällen, die der Maler schon hinter sich hatte und aus denen er immer wieder durch seine Willenskraft — und seiner Gattin hingebende, verständnisvolle Fürsorge auferstand, so daß er dann noch sechs volle Jahre ein verhältnismäßig schönes, mehrfach sogar durch unvergängliche Schöpfungen gesegnetes Altersdasein genießen durfte. Erst später habe ich durch Carlos Berichte und die Tagebücher der Frau erfahren, daß diese wundervolle Stärkung nicht erst jetzt einsetzte, sondern von der

ersten Bekanntschaft her und während des ganzen 48jährigen Ehestandes immer vorhanden war. Man kann also sagen: Zwei Frauen haben uns Arnold Böcklin geschenkt, seine Mutter und seine Frau.

Angela Pascucci war die Tochter des päpstlichen Gardisten Marescialo Domenico, dem die Gattin Clara Bertoldi 1836 bald nach der Geburt an der grassierenden Cholera starb. Selber erkrankt, fand er sein Kind erst nach einem halben Jahr, da man das verlorene einfach in ein Kinderlazarett gesteckt und dann einer guten Frau Ruffina überlassen hatte. Die Tante vom Großvater her, Carlotta, Gattin des Bündners Balzer, nahm Angela auf. Die erste Bierbrauerei in Rom im sog. „Puppenpalast" an der Via Capo le Case wurde von den unternehmungslustigen Eheleuten geführt und brachte reichlich Geld ein. Carlotta hatte, selber kinderlos, nichts anderes im Sinn, als Angela einmal zur Erbin einzusetzen. Einstweilen beobachtete das zwölfjährige Kind von der Brauereiterrasse die Garibaldikämpfe gegen die Franzosen, auf der Schulter des Onkels reitend, den malerischen Rückzug des Volksführers und den Einzug der pulvergeschwärzten französischen Eroberer. Immer dankte sie der Tante für ihre strenge Erziehung in allen Haushaltungskünsten. Bei den französischen Nonnen della Trinita dei Monti lernte sie weder Schreiben noch Rechnen, vor allem aber Litaneien und die Messe auswendig. Ihnen dankte sie, daß sie jahrelang ihrem Gatten alle Strümpfe selber gestrickt und die Anzüge für alle Kinder selbst genäht hat. Reizend schildert sie die Pflege der achtzig Kanarienvögel und Dompfaffen, die man ihr anvertraute, die beim Bombardement 1849 fast alle vor Schreck starben. Einen lehrte sie mit Hilfe der Vogelorgel ein Lied und die Tarantella pfeifen. Unter dem Haus lagen die Katakomben, wo ihr die Tante durch eine Ohrfeige die Gespensterfurcht vertrieb. Ganz gelang es ihr nicht, wie wir sehen werden. Die Fee Befana brachte am Drei Königstag den guten Kindern einen mit guten Sachen gefüllten Strumpf, den bösen nur eine Tüte mit Kohle.

Sie hat mir selbst erzählt, wie sie beim Abstäuben des Fensterbretts einen schlanken jungen Mann mit langen Locken und einer Mappe unter dem Arm zum ersten Male vorübergehen sah. Über einem der wenigen Ausflüge, die sie machen durfte, bei dem Pio IX. sie angesprochen und gesegnet hatte, vergaß sie ihn. Aber wieder sah sie ihn am Karneval, als sie in der Tracht einer Albanerin am Fenster stand. Er warf ihr ein Veilchenbukett zu, das Gassenjungen erwischten. Er rannte ihnen nach, entriß ihnen die Blumen und brachte sie zerzaust zurück. Dafür warf sie ihm eine Blume zu, die er — schweizerisch ungelenk — in die Hosentasche steckte! Ob ihn der Verkauf eines Bildes, das ein in der Sonne schlafendes Schwein und einen strickenden Bauern darstellte, an einen begeisterten Engländer so kühn gemacht hatte? Als er nun gar unter dem Vorwand der Miete eines Zimmers an ihre Tür klopfte, schlug sie, zum Männerhaß erzogen, sie ihm vor der Nase wieder zu, denn Tante Carlottas Schritte wurden hörbar. Zwei Jahre dauerten diese Promenaden, da sprach er sie frischweg auf der Straße an und frug: „Wollen Sie meine Frau werden?" Und sie wies ihn zu Tante Antonia, nicht zu Tante Carlotta!

Diese hatte schon einen Bräutigam für sie bereit. Hatz, der Neffe Balzers aus Bünden, mit 25 Jahren dick wie ein Faß, sollte die Brauerei samt den 25000 Scudi der Tante in die Ehe bekommen. Aber er gefiel Angela gar nicht. Kein geringerer als Jakob Burckhardt kam als Freiwerber zu Tante Antonia, und der Schweizer Konsul empfahl den Maler. Die um ihre Hoffnungen betrogene Tante Carlotta raste besonders, weil ein Protestant die Hände nach ihrem Goldvogel ausstreckte. Aber diesem kam zugute, daß es damals in Rom liberal und menschlich denkende Männer unter dem niedern Klerus gab. Der Parocco Consolini, ihr Beichtvater, räumte die Hindernisse hinweg. Die Mischehe machte ihm keine Sorgen. Angela zog zu Tante Antonia und wurde am 21. Juni 1853 von Consoloni ohne jede Sporteln getraut. Trauzeuge war wieder Jakob Burckhardt. Und Onkel Sal-

vatore Pascucci spendete inmitten seiner Papstsoldaten das solenne Hochzeitsmahl, und zwar in Palestrina, um weniger aufzufallen.

Zwei Monate Flitterwochen unter fleißigster Malarbeit und harmlos komischen Erlebnissen in der vor Banditen keineswegs sicheren Bergstadt fanden ihr Ende durch die Rückkehr nach Rom.

Die Tagebücher enthalten die Szene nicht, die ich mir nach einer anschaulichen Erzählung Böcklins selbst aufgezeichnet habe. Als das Ehepaar den Stadtbann verließ, wurde auf die Hochzeitskutsche geschossen. Die Kugel drang durch beide Fenster. Das war der Segen des Kirchenstaats an den Protestanten. Das Bild, das in jener Zeit gemalt wurde, der Maler, den einen Arm um die ernst, fast sorgenvoll schauende Braut geschlungen, den andern eingestützt, als ob er einen Angriff hinter der Mauer erwarte und bereit sei, jeden blutig abzuwehren, lag damals vor uns auf dem Tisch und machte mir einen unvergeßlichen Eindruck.

Doch ich kann nicht in dieser Weise weiter erzählen, wie es die Witwe in ihren Tagebüchern tut. Man hat sie wegen ihrer Offenherzigkeit und namentlich wegen ihrer Anklagen gegen Basels Bewohner allzurasch außer Kurs gesetzt. Wenn man etwa ein Buch wie das jüngst erschienene von Waldmann, dem Bremer Museumsdirektor, über „Frauen berühmter Maler" durchsieht, so fehlt merkwürdigerweise Frau Böcklin. Menschlich reicher und authentischer ist jedenfalls, was sie uns selber hinterlassen hat. Und sie hat das volle Recht dazu, dieses Eheleben der Vergessenheit zu entziehen. Wir haben ja gelernt, Übermalungen zu beseitigen. Es ist erstaunlich, was hier nach der „Restaurationsarbeit" für ein wertvolles Gemälde zum Vorschein kommt.

Man lese die lange Kette von Entbehrungen, zu denen oft genug wirklicher Hunger kam. Krankheiten folgten sich und wurden nur durch Arnolds bärenstarken Leib und die Pflege seiner Frau überwunden. Von Basel kam kein Rappen, ob-

wohl er einmal selber hingereist war. An seiner Kunst war man irre geworden, aber er wich keinen Fingerbreit von seinen wohlüberlegten Grundsätzen ab. Eine kleine Pension des Papstes hörte bald genug auf. 1855 wurde das erste Kind Federigo geboren. Er malte das Kindchen auf dem Arm der Mutter in einem roten Kreppschal. Das Kind fehlt in den Basler Registern, das Bild ist verloren. In dieser Zeit rief dem in dürftigsten Lebensverhältnissen Steckenden ein alter Franzose, der ihm lange zugeschaut hatte, die Worte zu, die er immer wieder als Lebensmotto wiederholte: „Continuez et vous arriverez." Fritzchen starb, trotzdem die Mutter mit ihm nach Albano reiste. Sie brachte von da die Leiche und — einen großen Sack Bohnen mit, mit dem sie sich und mit Tee das Leben fristeten. In dieser hoffnungslosen Not war Arnold einmal entschlossen, sich für Neapel als Soldat anwerben zu lassen. Damit hätte er sein Schweizer Bürgerrecht verloren. „Wenn es uns auch schlecht geht, so muß jeder Mensch seinen einmal erkorenen Beruf festhalten", rief ihm seine Gattin zu, und dies allein wäre wert, sie für immer mit hohen Ehren zu nennen. „Ich habe einen Maler geheiratet und keinen Offizier! Es müssen wieder bessere Zeiten kommen!"

Drei Tage nach der Geburt Claras (24. Mai 1855), kam endlich die Botschaft in die Wochenstube, daß ein Herr Obermayer den „Kentaur, der die Nymphe entführt", für 1000 Franken gekauft hatte, und löste größten Jubel aus. Und nun kamen ab und zu Bestellungen. Als Clärchen erkrankte, war wieder Palestrinas reinere Luft Zuflucht. Da entdeckte die auf den Tod beleidigte Tante Carlotta ein letztes Mittel, die ungehorsame Nichte zu vernichten, die Inquisition. Sie hatte sie längst enterbt, nun hoffte sie einen Haftbefehl gegen Arnold zu erwirken. Aber Consoloni sorgte für den Paß und half, den kargen Besitz rasch zu verkaufen. Clara und den am 29. Januar 1857 geborenen Arnold auf dem Arm, standen die Flüchtlinge am Ufer von Civita Vecchia, um Basel zu er-

reichen. Nach einer unmöglichen Reise empfingen sie die schon erzählten Eindrücke in Basel. Das einzig Erfreuliche war jener Freundesabendsitz „Leimsutt" im Nebleutenrestaurant. Kann es uns wundern, wenn die gepeinigte Frau nicht rosiger über die Rheinstadt schreibt? Liebliche Erinnerungen sind die Handzeichnungen des Vaters für seine sich mehrende Kinderstube: Ein Storch, ein Bettler, echt kindlich, mit Buschschem Humor, Kärtchen zum Spielen. Mit was für Schätzen haben diese armen Kleinen gespielt, ohne es zu wissen! Den Höhepunkt der Not bedeutet München, wohin nach einem Intermezzo in Hannover die ganze Familie in größter Bedrängnis reist, um vom Typhus überfallen zu werden.

In einer feuchten Dachwohnung des Hinterhauses in der Schommergasse ohne Magd hausend, malte der fiebernde Vater Clärchen in Ermangelung jeden Auftrages, dann „Pan im Schilf", „Eberjagd" (er war wieder ganz im Geist in Beggingen!). Rasende Kopfschmerzen plagten ihn, als sich die Wehen bei Angela meldeten. Ein barmherziger Hauswirt holte die Hebamme, und Robert kam zur Welt (fehlt wiederum in den Basler Registern). Seinen Tod erwartend, malte Böcklin im Fieber drauflos, um seine Familie nicht am Bettelstab zu hinterlassen. Ein Brief Frau Angelas um Hilfe wurde von Tante Carlotta mit der Aufforderung beantwortet, den Mann zu verlassen und mit den Kindern nach Rom zu kommen. Ein Arzt, den ihm Paul Heyse schickte, wußte keinen andern Rat, als im Hofbräuhaus so viel Bier in sich hinein zu gießen, wie er könne. Darauf mußte er sich 55 Tage ins Bett legen. Armeetyphus! Louis Holzach aus Basel wachte des Nachts bei dem halluzinierenden Patienten und schoß etwas Geld vor. Da bekam der kleine Arnold Unterleibsentzündung, Clara wie der Vater den Typhus, und Robert, der Säugling, schwebte zwischen Leben und Tod. Am Weihnachtstag starb das Kind. „Ich taumelte von Stube zu Stube und hatte Erscheinungen wie der Vater ..., der den Tod des Typhuskranken im Unterstock miterlebte, ohne etwas von ihm zu wissen." Jetzt sandte Emilie

Linder 24 Flaschen Bordeaux und Geld. Der König von Bayern kaufte „Pan im Schilf", aber im Katalog der Pinakothek war Böcklin als tot angegeben! Der lebte noch, aber so schwach, daß man ihm den Tod Roberts nicht melden durfte. „Clara plauderte es aus, Robert sei unter der Erde. Da schrie der Kranke gellend auf, ich stürzte ins Zimmer, fand ihn ganz außer sich, tobend und seufzend, und es war kaum möglich, ihn zu beruhigen"; daran mögen jene denken, die frischweg ihm die Liebe zu seinen Kindern absprechen. Zum Skelett abgemagert, stand er nach zwei Monaten auf. Als ihm die Leute auf der Straße deswegen nachsahen, wurde er wütend, kehrte sich um und streckte ihnen die Zunge heraus. Gleich rauchte er auch wieder seine allerschwersten Toscanizigarren. Als auch die geistige Kraft wieder einsetzte, malte er — die „Villa am Meer", „Pan erschreckt einen Hirten" und erhielt im Sommer 1860 die Berufung als Professor nach Weimar. Beim Umzug half wieder Emilie Linder in Basel, ein Jahr vor ihrem Tode. In ihrem Testament schenkte sie alle Vorschüsse. Ehre ihrem Andenken!

Die zwei Jahre Weimar übergehen wir, obwohl sich hier zeigen ließe, daß diese Römerin auch bei Hofe eine ganz gute Figur machte, eine bessere als ihr Gatte, der in Wadenstrümpfen und Frack fast verzweifelte. Der noch in München geborene Rolph starb infolge Erkältung in der feuchten Lehmwohnung am 1. November 1860. Das künstlerische Abrichten junger Elegants ertrug Böcklin nicht lange. Nur ungern entließ ihn der Großherzog, der Angela zuerst als Anstifterin der Kündigung betrachtete, später aber durch persönliche Besuche in Florenz bewies, daß er ihr nichts nachtrug. Hier zeigt sich ihre Kunst, „hoch zu sein und niedrig zu sein", in allen Sätteln gerecht. Alle Versuche, sie zu einer anpassungsunfähigen, der Sphäre ihres Gatten unwürdigen Frau, einer bloßen Last für ihn zu machen, fallen angesichts dieser Erlebnisse in Nichts zusammen. „Nur in Italien fällt mir etwas ein", war der Magnet, der ihn von der wohlbestellten Krippe wegzog und

ins Ungewisse nach Süden reisen ließ, den ganzen schweren Haushalt mit sich schleppend. In diesen Umzügen zeigte sich Angela als Meisterin. Mir kommt dabei Gottfried Kellers, des Junggesellen, Wort in den Sinn:

„Seit du bei uns eingezogen
Und dein leichtes Haus gebaut,
Sehen wir der Iris Bogen,
Wenn der hellste Himmel blaut."

Von dem „leichten Haus" spürte freilich Mutter Angela nicht das Geringste. Aber wenn eine Frau es fertig gebracht hat, dem Gatten mit seinen hochfliegenden Plänen und himmelstürmenden Gedanken die Familie zur Lust und nicht zur Last werden zu lassen, so ist es diese oft verkannte Frau. Ja, Böcklin blieb sein „Haus" allzeit „leicht", weil seine Frau die starken Schultern unterschob, es von Zone zu Zone zu tragen.

Und wie lebte sie in seinen Gedanken alles mit! Ich habe die beiden Alten später von München heim kommen sehen, wo der Mann „wieder einmal rechtes Bier trinken mußte" und wohin sie dem Schlagflüssigen ohne ein Widerwort sofort gefolgt war. Am Mittagstisch besprachen sie ihre Eindrücke vom Museumsbesuch. Da führte sie das Wort und gab ihre klugen Urteile, z. B. über Lenbach, ab, während er nur ab und zu ein zustimmendes Wort dazwischenwarf. Ich hatte natürlich die Sage auch gehört, sie stehe wie ein feuriger Drache vor seiner Ateliertüre, um kein weibliches Modell hineinzulassen. Wie konnte Flörke dieser weltoffenen Frau solchen Unsinn und solch unangebrachte Eifersucht zutrauen! Sie wußte, wie er malte, und wußte, daß, wenn Modelle überhaupt nötig waren, niemand anders als ihre Töchter und sie diese Dienste leisteten.

Sein Auge, dies Wunder an sich, dieser Aufnahmeapparat von vollkommener Schärfe in Kontur und Farbe, war zugleich seine Camera obscura und sein Magazin, das nichts vergaß, was einmal eingedrungen. Ich habe ihn selber auf der Straße stehen bleiben und einer ihm Eindruck machenden Gestalt nachschauen sehen, gespannt, wie der Begginger Jäger

dem aus den Stämmen tretenden Rehbock, und wunderte mich jedesmal über diese Konzentration, bis „die Aufnahme gemacht war". Jahrelang konnte es gehen, bis sie durch den Pinsel auf die Leinwand in Erscheinung trat. So saß er ganze Tage, ja Wochen am Meer und ließ Wolken und Wogen eingehen in sein Magazin, bis sie von seiner Phantasie befruchtet, zum „Spiel der Wellen" ward. Ausgeführt hat er, wie ich selber beim „Krieg" und der „Pest" es mitansah, im völlig ungeschmückten und leeren Atelier, wo außer dem Malapparat höchstens das alte, auf allen Reisen mitgenommene Harmonium stand, auf dem er in den Pausen selber spielte, oder wo ich ihm oder ein anderer zu seinen schöpferischen Taten Musik machen durfte. Ich sehe ihn immer noch mit irgendeinem Notenblatt herbeihumpeln und sagen: „Jetzt noch den Cherubini!", und dann wieder an seine Staffelei wandeln. Hellauf konnte Frau Böcklin lachen, wenn da einer von Modellen munkelte!

Nach dieser Zwischenbemerkung finden wir die Familie mit Kind und Kegel in Basel wieder, wo sich die Gattin ärgert, weil Schlöth und nicht ihr Mann das St. Jakobsdenkmal von der Jury zugesprochen bekam. Mit Glücksschauern dagegen begrüßte sie den St. Petersdom nach fünf Jahren wieder.

Am 2. September 1863 wurde in Rom Hans geboren, am 2. August 1865 ebenda Maurizio. Jener ist der heute allein noch Lebende, für den ohne Benachrichtigung der alte Basler Freund Fritz Burckhardt als Pate eingeschrieben wurde, während dieser, trotz der Reise der Mutter nach Rocca di Papa, an der Ruhr starb. Die Heimkehr mit dem sterbenden Kind in heißen Sommergluten, den kleinen Hans weinend an der Hand, schildert sie mit hinreißender Gewalt. Zuhause findet sie nur die fieberkranke Magd, die nicht aufmachte. Der Schlosser kommt und öffnet, und die Todmüden treten ein. Jetzt kommt der ahnungslose Vater heim, den eine Karte verfehlt hatte, und fällt beim Anblick des sterbenden Kindes in

Ohnmacht. Der Arzt weckt ihn wieder, aber der kleine Moritz tut für immer die Augen zu.

So lebten sie, während die Schlachten von Königgrätz und Lissa 1866 geschlagen wurden. Inter arma silent musae. Es blieb nichts anderes übrig, als noch einmal das Heil mit Basel zu versuchen. Hier bleiben sie bis nach dem deutsch-französischen Kriege 1871. Zuerst im Elternhaus zu St. Jakob, wo die Mutter Ursula nicht mehr lebte, dann im Klingental, vor dem Spalentor, und zuletzt im sog. „Gespensterhaus" vor dem St. Johanntor. Da wurde am 28. Januar 1867 Angela geboren, starb Lucie am 15. Mai 1868, und am 18. Januar 1870 erblickte hier Carlo das Licht der Welt. Auch der Großvater Böcklin starb in dieser Zeit. Lucie wurde das Opfer eines zusammenstürzenden Balkengerüstes, ihre Gallenblase zerplatzte. Der Mutter Geist war in solcher Hochspannung, daß sie alle möglichen Erscheinungen sah, die wir hier übergehen. Eine schwäbische Magd spielte dabei eine teuflische Rolle. Ursache war die passive und ablehnende Haltung der Vaterstadt, der nicht einmal der Weimarer „Professor" imponierte. Der ehemalige Schulkamerad Metzger Pinz, den Böcklin beim Tragen eines Kalbviertels freundlich grüßte, rief ihm zu: „Jää! dasch anderscht als mit'm Pämseli, do heißt's tichtig schaffe!"

Schlimmer war die Wandlung, die Jakob Burckhardt vollzogen hatte, der alte Trauzeuge von Rom. Beim Malen der Fresken des Treppenhauses im Museum an der Augustinergasse kam der lange gesammelte Zweifel und Widerstand gegen den Maler seitens des Kunsthistorikers zum Ausbruch. Man kann sich denken, welchen Anteil Frau Angela nahm. Wir setzen die Geschichte von der vergeblichen Beeinflussung als bekannt voraus, beklagen aber, daß die Entfremdung so tief war, daß sie als endgültige zu betrachten ist. Sobald als möglich verließ Böcklin, und nun für immer, die Vaterstadt und konnte am Bahnhof das Lied singen: „Es gibt mir niemand das Geleit."

Wieder wurde München als Wohnort gewählt. Die Schackgalerie und Private fangen an, sich Bilder zu sichern. Ein ununterbrochener Segen von vollendeten Werken fällt herab. Und an der Briennerstraße und Karlstraße schaut Arnold seine heranwachsende Jugend, wie „Carl und Angela sich abwechselnd küssen und kratzen, wobei jener, obwohl jünger, regelmäßig Sieger bleibt". Er freut sich über den bei Ausschneidearbeiten bewiesenen Formensinn von Hans, der schon die Lateinschule besucht. Sehr weise Worte findet die Mutter, wenn sie die Erziehung der Kinder schildert, bei denen allen sich das Künstlerblut meldet. „Es kam die Not des Lebens, die den Vater zu kraftvoller Entfaltung trieb, während dies bei den Kindern wegfiel, da sie Not und Nahrungssorgen nicht kennen lernten." Sie klagt darüber, daß sie als Italienerin die Schularbeiten nicht beaufsichtigen konnte, obwohl sie mit der Zeit ganz gut deutsch sprach und schrieb. „Keines der Kinder zeigte merkbar Züge meines Wesens, wie auch im Äußern aller meiner Kinder der Typus Böcklin siegreich durchdrang." Nachdem Clara einen Typhusanfall überwunden hatte, entschloß sich der Italien-Heimwehkranke plötzlich zur Übersiedelung, die natürlich wieder alle möglichen Schwierigkeiten für die Mutter brachte, und es Ende 1874 wurde, bis eine Wohnung in Florenz gefunden war, in dem Landstädtchen Prato, wo Donatellos Kanzel prangt, Unterkunft genommen. Auf eine schöne Fassade hineinfallend, hatte der vorausreisende Mann eine gänzlich ungenügende Wohnung gemietet, die sofort gewechselt werden mußte. Eine diebische Magd schuf neue Not. Die letzten Kinder, Felix, geboren am 20. September 1872, und Beatrice, geboren am 2. September 1876 (auch diese fehlt in den Basler Registern und starb bald) kamen zu der großen Schar hinzu. 1876 feierte Clara, die Älteste, mit dem Bildhauer Peter Bruckmann von Heilbronn die Hochzeit. Seinen am Typhus erkrankten Schüler Sandreuter von Basel nimmt Böcklin in großzügiger Weise ins Haus auf. Die Mühe davon hat die Gattin. Am 21. Ja-

nuar 1878 feiern die Gatten ihre Silberhochzeit, und der Jüngste, Felix, überreicht ihnen in Settignano mit lieblicher Grazie als Bacchus einen Becher.

Seine Betten mußten von jetzt an aus Basel sein, nur sie waren breit genug. Eierkuchen und Apfelschmarren liebte er vor allem. Und selig war er, wenn er seinen Kindern echte Basler Klöpfer austeilen konnte. Wo so viele Kinder waren, mußten auch viel Tiere sein: Enten, Kiebitze, Katzen, eine zahme Eule, Schildkröten, nach vielen andern Hunden ein gelehriger weißer Pudel; sie mußten sich in den Haushalt fügen, so gut es ging. Die Mutter zeigte den Weg dazu.

1881 begannen die Ferien, meist in Viareggio, sich fest einzubürgern, mit Besuchen auf der Insel Gorgona, romantisch genug. Einmal mußte die Mutter nach Karlsbad, 1884, da trieb der Vater mit seinen Kindern allerlei Allotria wie ein großes Kind. Dies alles neben seiner Kunst, die immer mehr Anerkennung fand, wenn sie ihm auch, wegen seiner schlechten kaufmännischen Anlage und großen Schwäche den betrügerischen Händlern gegenüber, wenig genug, diesen aber umso mehr einbrachte.

In Florenz spielt das Flugabenteuer. Es wurde im Beisein der ganzen großen Familie bestanden, und die Mutter war die Hauptleidtragende wie immer. Nichts zeigt so sehr die Naturverbundenheit mit so scharfen Zügen wie die Böcklin'sche Flugmanie. Eine solche muß man es nennen. Das Buch, das sein Sohn Carlo und Ferdinand Runkel im Deutschen Verlagshaus Berlin herausgegeben haben („Neben meiner Kunst, Flugstudien, Briefe und Persönlichkeit, von und über Arnold Böcklin. 125 Illustrationen, 296 Seiten, in schöner Ausstattung, mit einem Anhang von faksimilierten Briefen") sollte heute auf dem Bücherbrett jedes Segelfliegers als Heiligtum stehen, denn was da ein großer Sinnierer und Schöpfer niedergelegt hat — die Manuskripte sind heute im Basler Kupferstichkabinett als Depositum einzusehen und harren eines Käufers —, das hat in der wahren Fliegerkunst ohne Motor

frappante Verwirklichung gefunden. Mit Leonardo Da Vinci geistesverwandt, hat hier der größte moderne Maler den Vogel zum Muster genommen. Seine „Betrachtungen über den Vogelflug" sind mit einer Beobachtungsgabe und einer unablässigen Nachprüfung niedergeschrieben, die heute geradezu prophetisch wirken. Der echte Künstler sieht eben nicht bloß die Oberfläche. Er sieht die latenten Kräfte, den „verborgenen Schatz im Acker" und ist bereit, alles dafür hinzugeben. Eines Tages genügen ihm Pinsel und Leinwand nicht mehr. Da Vinci baute zyklopische Mauern und entwarf Flugzeuge; nicht anders Michelangiolo; beide um ihre inneren Gesichte los zu werden. Und genau so war es mit Böcklin bestellt.

Für den tiefer blickenden Persönlichkeitsforscher sind dabei zwei Tatsachen wichtig: Die fliegenden Bussarde und Weihen über den Wäldern des Randen, die Generationen seines Geschlechtes mit sehnsüchtigem Jägerauge beobachtet hatten, haben die Bewunderung für das Gleiten und Schweben auf hoher Luftbahn in den Böcklinherzen immer heißer und zielstrebiger werden lassen, bis das Auge geschaffen war, das an Halt und Umfassen alle übertraf und den ersten Schritt zur Verwirklichung tat. Und viel zu wenig bedenkt man, daß über Basel die größten europäischen Massenzüge der Vogelwanderungen gehen, daß sie hier ihre Umschaltstelle, ihren „Knotenpunkt" haben, Rhein und Rohne zu. Der Knabe hatte in stillen Nächten hoch über sich das unaufhörliche Rauschen gehört und die ziehenden Heere in sich aufgenommen, und durch seine Seele ging, was C. F. Meyer Hutten in seinem Kerker von den Kranichen über dem Bodensee sagen läßt:

Sie kennen ihre Wege, sie wissen ihre Stege.
Was, meine Seele, fürchtest du?

Nein, es geht nicht an, in Böcklins Fliegerarbeit bloß eine Schrulle zu sehen, so wenig wie in Goethes Farbenlehre, so daß bei beiden eine zwecklose Zeitverschwendung vorläge. Gerade die Wissenschaft von der Persönlichkeit mit ihren Tiefenwurzeln zeigt, wie wichtig diese Nebenbahnen sind.

Bei Böcklin drückt sich in seiner Fliegerei seine ungemessene Abenteurerlust und ungehemmte Willenskraft, allen Hindernissen zum Trotz das Ziel zu erreichen, am stärksten aus. Jedenfalls hat Basel mit seinem „I kaa nit!“ ihm dieses Geschenk nicht in die Wiege gelegt, umso mehr die Begginger Erbschaft. Die Vorwürfe seiner Bilder sind dafür verblüffende Zeugnisse und strafen die immer wiederholten Anklagen gegen seine „Genremalerei“ als symbolhafte Werke Lügen. Man denke an die „Burg von Seeräubern überfallen“, an die Bilder zu Ariost, an den „Kreuzfahrer am Strande reitend“, an den alle Romantik aufwühlenden „Prometheus auf dem Taygetos“, an „Kalypso und Odysseus“, an das „Heiligtum des Herakles“, vor allem an den „Kentaurenkampf“ in mehreren völlig variierten Wiederholungen. Das Luftmeer selbst, aufgewirbelt und zum Kampfe den Tapferen ladend, hat hier seine bunte Darstellung gefunden. Aber das Fliegen an sich beschäftigt den Künstler unaufhörlich in den Gemälden. Vor allem der Puttentanz und Engelreigen, durch holde, echt kindliche Wesen in der Luft ausgeführt, kehrt immer wieder, im „Frühlingsreigen“ 1869, wo diese schwebende Kinderkette, nicht ohne ein strauchelndes dabei, über schwerfälligen erdverwachsenen Faunen entzückend flirrt, am schönsten vielleicht in der „Flora“ im Basler Museumstreppenhaus. Man möchte sagen, da fliege ein ganzer Kinderzeppelin unter dem Schleier der Maja über der Blumenerde, darunter jenes „Lausbübchen“ (seine Lucia) mit hinreißendem Lachen, während derselbe Kinderchor auf dem andern Wandbild „Magna mater“, die Wolken wegschiebt, um ihrer aller Mutter den Weg freizumachen, der fliegenden Winde Werk, wie sie es um die „Venus“, meergeboren, schleierentreißend tun. So noch 1888 in „Frühlingshymne“, wo die Glieder der Flatterengel direkt den Vögeln nachgebildet sind. Vogelschwärme zeigen die „Ruinen am Meer“, und man kann sicher sein, daß jeder Flügel genau den Fluggesetzen entspricht. Und ist es nicht auch ein Fliegen, was beim Schwimmen im andern Ele-

ment geschieht? Man sehe die Nixen sich tollen im „Spiel der Wellen", im „Seetingeltangel" 1874, vor allem im Basler „Spiel der Najaden" mit dem blonden Mädchenfisch, der eine wundervolle Pirouette in der Luft ausführt. Ins Komische gewendet ist der Flug im „Rasenden Roland" 1900, wo der in die Luft hinausgeschleuderte Mann die ganze Schwerfälligkeit des Menschen verhöhnt; ins Tragische in der „Pest" 1898, wo der geflügelte Drache mit feurigem Atem zwischen den Häusern streicht, die schwarzen Flügel genau so ausgebreitet, wie es die Böcklinsche Maschine verlangt. Sind das nicht Bilder genug, die das wilde Schwelgen in der Sphäre des Schreckens, der Waghalsigkeit, des tollkühnen Schweifens ins Reich der unbegrenzten Möglichkeit anzeigen, wie es der Sagagewalt des ungebrochenen Volksgemüts, nicht am wenigstens eines, das mit Tartaren und Tscherkessen verglichen wird, entspringt! Man möge darum das Fliegen nicht mehr als einen Fremdkörper in Böcklins Wesen betrachten. Es gehört zu ihm, und was ihm angehörte, mußte mit. Und wenn es nur in den Reisen zum Ausdruck kam, dem Übersegeln der Alpen alle paar Jahre hin- und herüber, wie es Vögel tun. Mutter und Kinder wußten wahrlich davon ein Lied zu singen.

So namentlich auf dem Campo Caldo, von dem Carlo eine reizende landschaftliche Studie beigesteuert hat. Dort hatte ihm sein befreundeter Florentiner Wirt Rossi, von dem heute noch ein unverkauftes Bild im Besitz der Familie ist, einen Platz ausfindig gemacht, wo er nach der Strohernte für Hüte einen Herbst lang seine Flugversuche ungestört machen könne. Hans, Arnold, Carlo und Felix waren dabei, alle in herrlichen Karikaturen des Vaters verewigt. Der Kastendrachen mit zwei Flügeln und einem praktikabeln Schwanz aus Fichtenholz und Bambusstangen trug eine Gondel. Die Leinwand, mit der die Bambusflächen bespannt wurden, hatte natürlich die Mutter mit der Nähmaschine zu Hause bei glühender Sonne herzurichten, während das alte Faktotum Agnese brummend zuschaute. Die Söhne bogen die

Drahthäkchen zu Heftspangen. Das mit Papier überzogene Ungeheuer wurde mit Ochsenkarren nach Vigliano gefahren, wo drei Stunden von Florenz das Campo Caldo sich ausbreitet, dort, wo das Arnotal sich zur Schlucht verengt, 300 Meter sanft abfallend. Ein solches Feld hielt auch Böcklins Berliner Freund Lilienthal, der später so traurig verunglückte, für das richtige. Hans von Marées, Sandreuter und andere halfen unter der glühenden Sonne den Bau vollenden, nahmen abends in den kleinen Arnotümpeln ein Bad, freuten sich der nächtlichen Kühle an großen Feuern und genossen den aus Olmo herangeschleppten Abendtrunk. Während Neugierige das Werk bestaunten, eilte Böcklin noch einmal nach Florenz, um Abschied von den Seinen zu nehmen. Nur Carlo und Felix durften ihn auf das Campo Caldo begleiten. Trotz eines am Himmel stehenden Gewitters bestand Böcklin auf dem Flug. Als er das große Vogelwesen vom letzten Pflock lösen wollte, stürzte das Wetter herab, alles unter einer Hageleisdecke begrabend. Als die Sonne wieder hervorbrach, lag statt des Flugzeuges ein Haufen Stangen, Tuchfetzen, Trümmern in wüstem Durcheinander am Fuß des Hügels, wohin es, glücklicherweise ohne seinen Führer, im Sturm geflogen war. Die Priester der Umgegend wiesen mit Stolz auf diese Erfüllung ihrer Prophezeihung vom Untergang des Satansblendwerks hin.

Im Juli 1882 wiederholte der zähe Meister den Versuch. Diesmal mußte es gelingen. Böcklin bestieg die Gondel, Söhne und Freunde hielten die Stricke. Da der Wind zu wenig Kraft hatte, stieg Böcklin aus, um ein Glas Wasser mit Rum zu nehmen. Darauf schien der Windstoß gewartet zu haben, der den einen Flügel hob, ein zweiter riß den Apparat ganz hoch und stieß die andere Seite in den Boden, so daß alle Bambusstangen barsten. Man sah, daß überall dort, wo man zur Befestigung durch Stricke den harten Bambus angefeilt hatte, die Stangen glatt durchgebrochen waren. Da verzichtete Böcklin.. Das Campo Caldo hatte Ruhe. Und

Frau Böcklin auch, die während der ganzen Zeit Blut geschwitzt.

Auch alle Versuche, die er in Berlin mit der Luftschifferabteilung des Generalstabs machte, die man in dem Buche nachlesen möge, mißlangen. Das letzte, was wir von der Sache hören, ist ein Besuch bei Lilienthal, der vor ihren Augen ganze 50 Meter weit flog, während es Carlo nicht gelang, über ein paar Metersprünge hinauszukommen. Rührend sind die Briefe an Böcklins Frau, wo er berichtet, wie er und Carlo „in der (mir wohl bekannten) Körnerstraße 1 ... zeichneten". „Die elektrische Maschine ist schon fertig. Genug. Die Sache wird gehen. Carlo ist wirklich ein guter Kamerad, stets guter Laune, intelligent, unternehmend und dienstbeflissen. Mit dem wird mir alles gelingen ohne jene verdammten Hindernisse, die ich die ersten Male nicht überwinden konnte."

So am 1. Juli 1894. Am 7. folgt eine Karte: „Ich habe mich entschlossen, für jetzt mein Unternehmen aufzugeben und zurückzukehren." Wie wird die Mutter aufgeatmet haben!

Noch hätten wir von seinen Schlaganfällen zu erzählen, die mit Schwindelzuständen, zwei Fällen von der Treppe, begannen. Da hat seine Lebenskameradin ihre volle Hingebung entfaltet und Großes erreicht. Denn jenes Bild, das er über die Alpen sandte, um seine Auferstehung anzuzeigen, burschikos, zuversichtlich, lebensfroh, wäre es zustande gekommen ohne sie? Auch Zürich war ihm nicht sonnig genug. In Terenzo will er zuerst eine Villa bauen. Dann wird die Villa Bellagio vom Marquis Drigon Magny bei San Domenico erworben und im Mai 1895 bezogen. Im Jahr darauf habe ich die durch Vater und Carlo ausgemalte Wohnung mitbewohnt und beide an der Arbeit gesehen; denn ein Doppelatelier war errichtet worden. Das Staunenswerteste war die Willenskraft, mit der der sonst zitternde Greis Pinsel und Hand unbeweglich hielt, sobald er malte. Erstaunlicher war die Wahl seiner Stoffe. Ich habe ihm später mein Lächeln abgebeten, als die damals für überwunden gehaltenen Schrecken „Krieg" und

„Pest" nur zu sehr eintrafen, die er auf die Leinwand gebannt hatte. Unten in der Stadt hatte vorübergehend Felix ein Zahnarztatelier an der Piazza Signoria eröffnet. Im Hause wohnte Bruckmann, Claras Gatte, mit dem Böcklin verschiedene bemalte Plastiken, darunter die suggestiv wirkende „Meduse" geschaffen hatte. Angela war seit 1888 mit Constantin Baschny, Architekt in Bukarest, Arnold mit Alice Mathilde Steinbuch, der Schwester des späteren Armeekorpskommandanten, Felix mit Anna Margaretha Eschmann aus Konstanz verheiratet. Carlo war nach dem ausgesprochenen Willen und Wunsch des Vaters dessen Schüler geworden, denn seine Begabung war unleugbar vorhanden. Er half ihm bei den Verkäufen der Bilder, die von jetzt an nicht mehr verschleudert wurden, und zog sich damit den Haß der Händler zu, die denn auch mit der Rache nicht auf sich warten ließen.

Wir sind damit beim Schicksal des Sohnes angelangt, der nicht nur das Erbe des Vaters verwaltet, sondern auch sein Wesen am besten erfaßt hat. Er besonders hat das Los der Söhne großer Väter bis zur Neige ausgekostet.

Er war als Mitschüler am Zürcher Gymnasium in mein Leben getreten und wurde der neidlos verehrte Führer der Jungen in der Zofingia. Sein Elternhaus am Kreuzplatz stand uns offen, und wie stolz waren wir, als er und Felix eines Tages eine von Arnold Böcklin selbst gezeichnete Festkarte mit musizierenden Engeln auf die Kneipe brachten. Wie hat Carlo unsere Säle geschmückt, unsere Blätter illustriert! Ich sah ihm stundenlang zu, mit welch köstlichem Humor ihm die Tierkarikaturen gelangen. Als ich Theologie in Berlin studierte, wohnte ich unfern seiner Körnerstraße und war mit ihm fast allsonntäglicher Gast im Hause Reinhold Begas', zu dem seine Familie seit Weimar die engsten Beziehungen unterhielt. Die 600 Mark Monatsgehalt, die der eben von der Zürcher polytechnischen Schule diplomierte Architekt damals bezog, sprechen für sein Können. Er hat es später in Florenz beim Umbau der beiden Villen des Vaters und den Neubauten bei Florenz,

bis zu dem protestantischen Gemeindehaus immer wieder neu bewiesen. Aber es zog ihn unaufhörlich zur Malerei. Sein Vater war karg mit Lob und wortkarg als Lehrer. Aber ihm zuzuschauen war Lehre genug. Wer die beiden in völliger Eintracht die Fresken an der Loggia von Bellagio malen sah, der zweifelte nicht mehr an dem künstlerischen Ritterschlag, den der Vater dem Sohn erteilt hatte. Die Bücher, die über ihn vorliegen, sind meist von Carlo illustriert, und ich habe aus berufenem Munde großes Lob über die Tuschzeichnungen, die zart wie hingehaucht hingelegten farbigen Landschaften, auch die beiden als Großgravüren erschienenen Pendantbilder „Einst" und „Jetzt", den „Sonnenpriester" aussprechen hören. Seine Begabung für Komik hat er in der Illustration des Schwankbuchs „Der goldene Humor" glänzend bewiesen. Und ins Plastische ist er seinem Vater nachgefolgt in den selbstgeschaffenen und geschnitzten Kasperlefiguren, deren Vorführung, oft genug zu wohltätigen Zwecken, eine Zeitlang einen wahren Siegeszug für ihn bedeuteten. Immer mehr wuchs er zu einer selbständigen Stilführung heran.

Diese war für ihn besonders schwer zu finden. Er hatte die Phantasie seines Vaters geerbt und war ein begeisterter Verehrer gerade seiner Kunst, die zum guten Teil Dichtung ist. Um nicht von vornherein abgelehnt zu werden, mußte er, so schwer es ihm fiel, einen andern Weg für seine künstlerischen Gedanken suchen. Er mußte sein eigenes Ich mit Gewalt unterdrücken. Es waren Jahre des bitteren Kampfes, und es ist ein Wunder, daß seine Absicht sich erfüllte, ohne daß er seine eigene Persönlichkeit verlor. Er hat sich auf allen Gebieten versucht und nicht geruht, bis sein Kunstwille am Ziel war. Mit derselben Meisterschaft malte er Landschaften — diese offensichtlich am liebsten —, Marinen, zu denen ihm seine häufigen Aufenthalte an den Küsten Italiens Gelegenheit boten; im Porträt hat er sich schon früh hervorgetan, die alten Niederländer regten ihn zu Volksszenen an, und wie manches Markt- und Städtebild mit Betrieb und Verkehr

hat er festgehalten! Wenn er auch gerne lernte und immer wieder die Museen besuchte, seine Persönlichkeit war stark genug, aus den Anregungen nur Bereicherungen seiner eigenen Idee und Form zu gewinnen. Die Welt kennt nur einen kleinen Bruchteil seiner zahlreichen Werke, die auch einen seltenen Fleiß beweisen. Ohne sie geprüft zu haben, muß die Kunstgeschichte zum mindesten ihr Urteil sparen.

Aber er konnte leisten, was er wollte: er war Arnold Böcklins Sohn und damit erledigt. Selten fand sich in den Ausstellungen, die er veranstaltete, ein unvoreingenommener Kritiker. Doch ist eine ganze Reihe ernster und freudiger Bekenntnisse zu seinem Künstlertum vorhanden. Die meisten waren entweder von dem Wahn besessen, künstlerische Nachfolge im Sohn sei unmöglich, oder sie entstammten der Gegenbewegung gegen Böcklin, die diesen kurzerhand zur „Vorkriegskunst" warf, eine Phrase, die sich allmählich in ihrer Lächerlichkeit entpuppt, eine Zeitlang aber tödlich wirkte. Dazu kamen die erwähnten Händler, denen Carlo das Handwerk legte, die er, wenn es Not tat, wie ich selber sah, mit Hilfe der beiden schwarzen Teufel von Haushunden vertrieb. Ihr Sprachrohr wurde kein geringerer als Richard Muther, der bekannte Verfasser einer vielverbreiteten Kunstgeschichte. Er erließ einen Aufsatz, der Carlo ohne Besinnen des Betrugs bezichtigte: „Man läßt den Alten noch im Grabe malen." Ich habe in jenem Prozeß, der in Venedig spielte, selber als Zeuge auftreten müssen. Bilder, die für gefälscht erklärt wurden, hatte ich zu Vaters Lebzeiten in der Villa täglich hängen, andere ihn malen sehen. So wurde denn Carlo völlig freigesprochen, aber die Weltpresse, die die fette Ente freudig vertausendfacht hatte, schwieg mit ganz wenigen Ausnahmen bei der Rehabilitation. Dafür hat bekanntlich die sensationslüsterne Leserwelt kein Interesse! Darum ist Carlo diese Lüge jahrelang wie ein Schatten nachgefolgt und hätte ihn melancholisch machen können, wenn nicht seine sonnige Natur und tapfere Art sich dagegen immer wieder aufgelehnt hätte. Diese

zeigte sich auch darin, daß er die moderne Fehl-Entwicklung durchaus nicht mitzumachen im Sinne hatte. Jetzt, da die schlimmsten Extravaganzen hinter uns liegen und man teilweise wie aus einem bösen Traum erwacht, wird er Recht behalten, aber zuvor riß ihn sein Geschick von hinnen. Seine gesinnungsverwandte Gattin, eine Deutschrussin, Nadina von Gringmuth, und er haben heroisch gegen diese unfaßbaren Mächte angekämpft. Nachdem der italienische Staat ihm als 60jährigem noch zumutete, ein neues Examen zu bestehen, wenn er seinen Beruf als Architekt weiter in Florenz ausüben wollte, hing er für einige Zeit diesen ganz an den Nagel, lebte in Cannes und andern französischen Rivierastädten, auch in Paris als Maler, fand dort fast mehr Anerkennung als in der Heimat und raffte sich auch nach seiner Erkrankung immer wieder zu großen Landschaftsreisen auf, zuletzt in die etruskische Welt, die ihm seinen „Schwanengesang" in Gestalt naturwahrer Landschaften schenkte. Eine reiche Fülle von Motiven floß ihm zu, und es ist zu hoffen, daß nach seinem Tode die dort geschaffenen Werke, die „mit Herzblut gemalt sind", ihre Anerkenner finden. Die Kriegs- und Inflationszeit zertrümmerte den Besitz der Familie, die Verkäufe von Häusern und Gemälden halfen nur vorübergehend, so hat er denn seine Witwe, deren Familie selber in der russischen Revolution alles und teilweise auch das Leben verlor, in mehr als bescheidenen Verhältnissen zurückgelassen. Sein Sohn Roland wirkt als Dr. arch. et phil. in Amerika, wo er sich verheiratet hat, ein anderer, Waldemar, mußte sein Schweizer Bürgerrecht mit Schmerzen verlassen, um in einem italienischen Bergwerk Anstellung zu finden. In drei Zimmern in der Via Castelli 7 zu Florenz bewacht die tapfere, in ihrem Lebenskampf ungebrochene Frau meines unvergeßlichen Freundes sein reiches künstlerisches Vermächtnis und erwartet den Besuch derer, die Böcklins Namen nicht bloß mit ein wenig sentimentaler Stimmung ehren wollen.*)

*) Aus der langen Reihe von anerkennenden Kritiken mögen hier folgende Stichwörter folgen: Paris 1905: Sa peinture (tempera)

Zuletzt hatte man Carlo in Basel als Vertreter des Vaters bei den großen Ausstellungen gesehen. Fritz Burckhardt war damals von ihm geradezu entzückt, wie ein Brief zeigt.

Sonst das Bild der Gesundheit, meldete er vor einem Jahr erschreckende Krankheitserscheinungen, die aber, dank der Pflege seiner Gattin, sich wieder zu heben schienen. Die vergeblichen Bemühungen, seinen wankenden Hausstand über Wasser zu halten, verschwieg er. So wurden wir denn plötzlich von der Nachricht seines Todes überrascht und hörten erst jetzt von seinen schweren Kämpfen. Nur eine kleine Zahl der Freunde konnte ihm rechtzeitig die letzte Ehre geben. Nun ruht er neben seinem Vater, den er so selbstlos und ohne jeden Neid geliebt hat.

Es gibt ein Bild des im Garten ihrer Villa sitzenden Vaters Arnold mit seiner getreuen Gattin Angela. Wie

---

obtient dans les tons un grand fondu et un grand velouté. M. B. est un évocateur. Fermeté de la facture et puissance de la conception. — Berlin 1910: In seinen Bildern ist enorm viel Licht. — Leipzig 1911: C. B. hat seinen eigenen Weg gefunden. Gerade das Skizzenhafte verrät eine heimliche Offenbarung der Landschaft wie einer Geliebten. — München 1931: Man ist angenehm überrascht, ihn auf eigenen Füßen stehen zu sehen. Besonders im Aquarell bewegt er sich mit großer Sicherheit als temperamentvoller Künstler, dem die freudig festliche Farbigkeit offenbar im Blut liegt. — Cannes: Il se developpe personellement sans prendre contact avec les écoles et les „ismes". — Nice 1932: Extremement personel et d'une vigueur remarquable — — — — conception libre et spriritueelle. — Paris 1934: Une oeuvre aussi abondante que diverse. Un C. B. tout-à-fait nouveau. Lumiere et couleur se disputent les harmonies les plus musicales. Peu de peintres savent peindre aussi heureusement la sérénité des paysages toscanes. Sans doute le réveil des anciens peintres. Reflet métallique. Cette manière devait consacrer C. B. définitivement grand peintre. Ses oeuvres comptent fortement même dans une exposition aussi riche que celle de la société des Beaux'Arts de France.

In Florenz erscheinen aus berufener Feder (Bruno Orsi) Würdigungen seiner Kunst. Die Heimat schwieg sich bis heute völlig aus. —

gute Kameraden blättern sie da im Buch der Erinnerungen. Hinter ihnen steht Carlo, wie ein Wächter und trostvoller guter Geist ihres Alters. Das Bild männlicher Schönheit. Geht doch die Sage, der Vater habe von ihm gesagt: Er sei sein vollkommenstes Werk. Er hat den Vater begraben und ihm sein schönes Denkmal gesetzt mit dem Spruch: Non omnis moriar. Er hat auch für die erkrankten Geschwister sich eingesetzt, die teilweise jahrzehntelang in Anstalten untergebracht waren, ehe sie starben, hat seinen Rücken hingehalten, wenn sie in ihrem Wahn etwas angestellt. Er war ein Bruder, dessen Tragödie noch nicht geschrieben ist und noch nicht geschrieben werden kann. Wenn ich nur des begabten Felix denke, der des Vaters Erfindungsgeist auf dem Boden des Geschäftslebens und vor Gericht in unheimlicher Weise entfaltete, bis er als armer Krüppel starb, und wie ritterlich Carlo immer wieder für ihn einstand, im Bunde mit unserm gemeinsamen Freunde Dr. Fritz Fick, dem Familienrechtsanwalt und Vormund! Dazu Kummer um Brüder und Schwestern. Nicht umsonst haben sich auch unter seinen Augen wie beim Vater die schwarzen Wülste in den letzten Jahren gezeigt, Spuren der Pflugschar, die unablässig ihre Furchen zog. Seine älteste Schwester, Clara Bruckmann, in jungen Jahren eine zweite Mutter der Geschwister, der es im Alter nicht an Unglück fehlte, starb mit 71 Jahren in München. Die Lieblingsschwester Angela, der er in ihrem langjährigen Scheidungsprozeß mit Constantin Baschny mit treuer Hilfe beistand, um sie dann mit 39 Jahren, als sie mit dem Maler Franz Pallenberg neu verheiratet, endlich genesen schien, plötzlich dahinscheiden zu sehen, fehlte ihm sehr.

Lange blieb ihm die Mutter. Mitten im Weltkrieg, 1915, starb auch sie. Rührend war seine Hingabe und Aufopferung für sie, die nach des Vaters Tod dasselbe Haus mit ihm bewohnte. Um seinen Eltern der Berater und Helfer sein zu können, hat er oft genug seine eigenen Interessen hintangestellt, längere Reisen und Studien, die für seinen Erfolg so nötig

gewesen wären, immer wieder aufgeschoben, um ihnen immer nahe zu bleiben. Und nach seiner Verheiratung hat er diese Hingabe ganz auf seine Gattin und seine Söhne übertragen. Er war bis zuletzt das Haupt der weitverzweigten, langsam dahinschwindenden Familie Böcklin.

Nun ist es still geworden um die Familie Arnolds. Die Tausende aber, die im neuen Basler Museum an den ewigen Bildern vorüberziehen werden, können ganz andere Aufnahmsfähigkeit empfangen, wenn sie etwas von diesen Schicksalen hören. Vielleicht hilft ihnen dazu auch ein Gedicht, das Arnold Böcklin einmal in Rom selber gedichtet hat:

Im Dämmerschein kehrt' ich zurück zur Stadt,
Verlassend auf der Via Appia
Die Gräbertrümmer, welche schweigend ernst
Gen Himmel schaun.

Wie viel Geschlechter lagen modernd dort!
Wie vieles Leid mag dort begraben sein!
Wer weiß davon? Vorüber ist es seit
Jahrtausenden.

Da nähert sich eintöniger Gesang,
Ein Mönch trägt einen kleinen Kindersarg.
Ein Priester singt sein traurig Requiem
Und diesen folgt

Ein kleines Paar, das kaum so eilen kann.
Geschwister sind es jener Leiche dort.
Ihr Vater tot, die Mutter im Spital,
Sie ganz allein.

Das Unglück ist der Menschheit dauernd Los —
Wer geht durchs Leben ohne Leid? — Geduld!
Mit dir auch ist's vorüber einst! — Schon seit
Jahrtausenden!